

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 83 (1957)
Heft: 45

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Rorschacher Trichter

70

WERNER WOLLENBERGER

Die Cabareportage:

Mongolen im Genick

Ich will versuchen, ganz logisch und ganz der Reihe nach zu erzählen. Garantieren, daß es mir auch gelinge, kann ich indessen nicht, denn auf der linken Schulter hockt mein Privat-Mongole und treibt Sabotage an meinem Organismus. Mit der einen gelb-pergamentenen Hand zwickt er mich ins Trommelfell, mit der anderen durchwühlt er mein Gehirn, mit der dritten schlägt er Funken aus meiner Stirne, mit der vierten zerrt er an meinen Ellbogen, mit der fünften ...

Entschuldigung, ich will versuchen, ganz logisch und ganz der Reihe nach zu erzählen. Obwohl es mir ein bißchen schwerfällt, denn gerade jetzt macht sich der Mongole schwer. Wie aus Blei ist der hinterhältige Schlitzäugler jetzt, wie aus dumpfem, dummem, bleischerem Blei. Den Kopf drückt er mir hinunter und die Achseln auch und wenn das so weitergeht, dann werde ich plattgedrückte Plattfüße bekommen und auf noch groteskere Weise als bisher durch das Leben schlurfen.

Leben?

Wer weiß, vielleicht spreche ich da von etwas, das gar nicht mehr sein wird. Vielleicht wird der Mongole plötzlich einen Krummsäbel hervorziehen und ihn mir zähnefletschend ins langsam verstummende Herz stoßen?

Nun, und wenn schon ...

Mir liegt ohnehin nicht mehr so besonders viel daran, seit ich es mit meinem Mongolen teilen muß.

Was heißt hier: nicht mehr viel? Nichts liegt mir mehr. Niente. Nothing. Nada. Rien de rien. Nüts. (Zur Beachtung? «nüts» ist nicht etwa mongolisch, sondern es ist apenzöllerisch. Die Mongolen reden nicht einmal so schön.)

Aber ich will wirklich ganz der Reihe nach erzählen.

Pfui, Mongi!

(Er hat mir eben auf die Schläfen getrommelt. Woher das gelbliche Ekel nur den Morgestraich kennt?) Der Reihe nach!

Es begann damit, daß mich im Verlaufe der Samstagnacht Unlust befiel.

So gegen ein Uhr früh.

Das ist kein gutes Zeichen, wenn mich nachts Unlust überkommt. Tagsüber, da ist das etwas ganz anderes. Tagsüber tut mir sowieso immer alles weh. Tagsüber mache ich mir wirklich nichts aus mir. Aber nachts ist das anders. Da habe ich das Gefühl, das Leben sei manchmal doch ganz nett und lebenswert. Und lebenswert.

Samstagnacht war es anders.

Samstagnacht gegen ein Uhr früh schmeckte mir der Whisky nicht mehr.

Ich spürte es sofort: irgendetwas war falsch. Er roch plötzlich nach verfaulendem Herbstlaub in einem Hinterhof. Nach alten, feuchten und leicht verschimmelten Säcken in einem Kartoffelkeller. Nach Shampoo, das man beim Haarewaschen in die Nase bekommt. Nach nassem Sand, auf dem eine sonnenölbehandelte Zweizentner-Dame einen Nachmittag lang geschlafen hat. Nach ...

Es war schlimm.

Und also ging ich ins Bett.

Das war um eins Uhr fünfundvierzig.

Dann wachte ich auf.

Das war um sechzehn Uhr zehn.

Ich hatte vierzehn Stunden geschlafen. Aber ausgeschlafen war ich nicht.



Im Gegenteil: ich war rund und schwer.

Also blieb ich sinnend liegen. Länglich.

Dann hob sich meine linke Hand ganz automatisch und tastete – Gewohnheit langer Jahre – nach einer Gauloise.

Das Schlimmste traf ein: sie schmeckte mir nicht. Ihr würziger, von den unermeßlichen Weiten Marylands erzählender Duft, war weg. Fort. Fertig. Aus. Sie stank. Wie ein deutscher Rangierbahnhof. Wie eine kleine Wohnung nach einer zu großen Party. Wie ...

Ich legte sie leise weinend beiseite und stand auf.

Das heißt, ich schwamm auf. Weil ich nämlich irgendwie ein bißchen geschwitzt haben mußte.

Und ging in mein Stammcafé.

Dort sah mich zuerst die Rosmarie. Sie sah mich kurz, dann stieß sie einen erschreckten Jodler aus und setzte sich in großen Sprüngen von mir ab.

Ich setzte ihr, so gut es mir die Fünftonner, auf denen ich stand, erlaubten, nach.

«Nicht anfassen!» schrie sie, als ich sie endlich in eine stille Ecke getrieben hatte.

«Nicht anfassen, ich heirate am Donnerstag!»

Das kam mir komisch vor. So prüde kann kein Bräutigam der Welt sein, daß er einem harmlosen Journalisten einen Händedruck mit seiner Zukünftigen verbieten will.

Ich sagte der Rosmarie das, und wies sie gleichzeitig darauf hin, daß man unter keinen Umständen einen tyrannischen, über-eifersüchtigen Mann heiraten soll. So etwas kann viel Unglück bringen.

Sie erklärte mir, daß ihre Weigerung in näheren Verkehr mit mir zu treten, keineswegs die von mir angenommene Ursache habe. Sondern daß sie mich meide, weil ich sie habe.

«Wen oder was?» fragte ich.

«Die Asiatische!» sagte sie.

Ich lachte betont laut. Wie konnte man nur auf eine solche Vermutung kommen? Ich und die Asiatische Gri ...

Es war absurd!

Mein ganzes Leben bin ich noch nicht einen Tag krank gewesen. Nicht einen.

Das sagte ich der Rosmarie.

Worauf sie entwich.

Allerdings nicht ohne aus sicherer Distanz noch einmal zu rufen:

«Und Du hast sie doch!»

Die Kunde verbreitete sich wie ein Lauffeuer.

Und nun kamen die Ratschläge.

Der Maurer Friedrich rollte an und pries Knoblauch an. Dabei stank er hörbar aus sämtlichen Poren.

Der Häusler Hans schlug roten

Wein vor. Er war sogar bereit, mir beim Einnehmen der Medizin Gesellschaft zu leisten. Weil er ein so guter Charakter ist.

Der Ruedi hatte sie schon gehabt und wußte von einem Mittel, das ein polynesischer Matrose aus Havanna mitgebracht hatte. Ihm hatte es zwar nichts geholfen. Aber gut geschmeckt hatte es ihm.

Es war Rum.

Andere wußten andere Mittel. Obwohl ich beteuerte, daß ich sie ja gar nicht habe. Wieder und wieder beteuerte ich es.

Solange, bis ich mit einem kurzen Plumps in meine Schale Gold fiel. Weil mir übel geworden war.

Da schickten sie mich heim und da legte ich mich dankbar hin und da schreckte ich plötzlich wieder auf, denn da saß er mit dürren, untergeschlagenen Beinchen auf der Bettdecke, glich dem Marlon Brando im «Kleinen Teehaus», kreuzte die ärmlichen Aermchen über der zitronengelben Brust und sagte:

«Exry hgaft öäüklö méagftlö!»

Es war zwar typisch mongolisch, aber ich verstand es komischerweise sofort: Es hieß:

«Salü, wo bisch au so lang gsy?»

Er machte einen ganz manierlichen Eindruck.

Trotzdem fragte ich ihn, wie er so ohne Anmeldung plötzlich in mein Zimmer komme.

Er antwortete nicht. Er lächelte nur. Die Weisheit des ganzen Morgenlandes war in diesem unglaublich souveränen Lächeln.

Fast hätte ich ihn liebgehabt.

Doch da wurde er ungut. Er zog mir ein Haar aus ratsch! – und begann mich damit in der Nase zu kitzeln. Niesend verwies ich ihm das. Doch er kitzelte weiter. Und ich nieste weiter. Zehnmal, fünfzehnmal, zwanzigmal. Bis aus meinem linken Auge der Lago di Lugano wurde und aus meinem rechten Auge der Lago Maggiore.

Doch das war nur der Anfang.

Jetzt entschloß er sich nämlich zu anderen Spielchen. Er nahm ein kleines Gummihämmerchen zur Hand und begann mir auf den Hinterkopf zu hauen. Anschließend riß er mich an sämtlichen Gelenken, und dann trank er eine Flasche Feinsprit, die er plötzlich besaß, aus, stahl sich ein Zündhölzchen von meinem Schreibtisch und zündete die ganze Bescherung an. Hierauf spuckte er mir lange Flammen ins

CityHotel zürich

Erstklass-Hotel im Zentrum
Löwenstr. 34, nächst H'bahnhof, Tel. 272055

Jedes Zimmer mit Cabinet de toilette,
Privat-WC, Telefon und Radio / Restaurant - Garagen / Fernschreiber Nr. 52437

Gesicht, bis mir so heiß war, daß man mich hätte als Tauchsieder verwenden können.

Und dann war er plötzlich weg. Ich atmete auf.

Doch nicht für lange! Nicht für lange!

Urplötzlich war er wieder da. Diesmal stand er neben meinem Bett und war groß und glich einem Teppichhändler, den ich einmal morgens früh um vier Uhr in Paris kennengelernt habe. Und jetzt zeigte er mir eine ganze große Kollektion von lauter ekelerregenden Sachen. Zuerst eine Schüssel Milchreis mit Zimt. Ich kann Ihnen versichern, ich bin ein Mensch, der sozusagen alles ißt. Aber wenn ich nur an Milchreis mit Zimt denke, wird mir so übel, daß mir sämtliche Eingeweide in den Kopf kriechen.

Dann präsentierte er mir die Steuererklärung 1957. Davon wurde mir auch nicht besser.

Dann zeigte er mir zwei leere Seiten. Den «Trichter» der nächsten Woche ...

Dann den Generalverkehrsplan von Zürich.

Dann den Spielplan vom Stadttheater Zürich.

Und dann ein Bild von Jean Marais. An dieser Stelle suchte ich schwankend das Badezimmer auf.

Und taumelte ins Bett zurück. Dort liege ich noch immer.

Allerdings nicht mehr lange.

Gestern abend hat mir mein Mongole nämlich mitgeteilt, daß wir uns nun leider bald trennen müßten. Der Abschied schien ihm schwerzufallen. Er sagte mir das auch ganz offen. Ich sei, so meinte er, ihm ein hervorragender Gesellschafter gewesen, und vor allem auf beinahe alles eingegangen, was ihm auch Spaß mache.

Und ob ich ihn nicht vielleicht weiterempfehlen könne?

Bitte sehr, ich bin ein Mensch, der tut was er kann. Nun: will jemand meinen Mongolen haben?

Ich schicke ihn sofort! Postkarte genügt!

Es gibt doch sicher irgendwo einen Bundesbeamten, der die Asiatische noch nicht gehabt hat und sie erst nächste Woche nehmen will ...



Die Glosse:



Ein Schiller namens Schulz

Da hört man doch immer wieder klagen, mit der Qualität des deutschen Dichter-Nachwuchses sei es lausig bestellt.

Das hat etwas.

Aus dem Wirtschaftswunderknaben-Wunderhorn tröpfelt Erstklassiges kaum bis nicht. Die jungen Deutschen, die sich der Poesie in die dürren Arme geworfen, die sich der Lyrik ergeben und die sich mit der einschlägigen Muse liiert haben, sind ziemlich weit vom Parnaß entfernt. Nirgends ist unter ihnen auch nur eine halbe Portion Schiller in Sicht, nirgends ein Westentaschen-Goethe, nirgends ein Rilke mit Zeitzündung. Sogar ein potentielles Zuckmayerchen fehlt.

Es ist einfach nichts da.

Das heißt, es war nichts da. Nun habe ich aber einen Mann entdeckt, der die schmerzliche Lücke in der deutschen Nachkriegsliteratur ganz allein und absolut vollumfänglich zu schließen vermag.

Schulz heißt er.

Und vorne Arnold.

Merken Sie sich den Namen! Dieser Mann hat wirklich alles, was der Lohengrin der großwestdeutschen Poeterei besitzen sollte: prägnanten Stil, glänzende Beobachtungsgabe und eine Phantasie, die lodert wie das olympische Feuer 1937.

Er stellt seine Qualitäten in einer einzigen Arbeit unter Beweis. Alle. Gesamthaft. Und wie! Das Werk nennt sich: «Brief aus der Schweiz.» Und erschienen ist es in einer westdeutschen Zeitung, die auf sich hält.

So kurz die erwähnte Epistel auch sein mag – sie bringt die wesentlichsten Vorzüge dieses außerordentlichen Talentes zu höchster Geltung.

Das Meisterstück beginnt mit einem Satz, der einen auf den ersten Blick vor Augen führt, wie überaus originell der Mann sein kann.

Der Satz lautet:

«Ein schönes Land, die Schweiz. Aber die Preise ...!»

Der Ton ist unverwechselbar. Hier klingt durchaus Eigenes auf. Das hat kein Hemingway geschrieben,

kein Camus und kein Silone. Das ist durchaus Schulz.

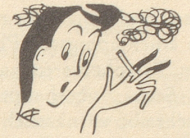
Arnold Schulz.

Was aber noch mehr ist: diese erste Bemerkung schon zeugt von nahezu unwahrscheinlicher Beobachtungsgabe. Mir zum Beispiel wäre das nie aufgefallen. Ich hatte immer das Gefühl, Westdeutschland sei ein bißchen teuer. Dortzulande kann man zum Beispiel eine Wohnung nicht mieten, sondern man muß sie kaufen. «Baukostenzuschuß» nennt sich der Trick. Und für eine nicht allzu pompöse Dreizimmerwohnung stellt sich dieser Zuschuß auf zirka 5000 D-Mark. Wozu dann erst noch eine monatliche Miete von etwa 150 D-Mark kommt.



Und davon, daß etwa ein deutscher Straßenbahnschaffner im Monat rund 350 D-Mark verdient, will ich ebenfalls schweigen. Ich mag nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. Wenn der Schulz der Ansicht ist, die Schweiz sei ein Land, dessen Preise mit den Gipfeln der diversen Matterhörner zu Höhenrekord-Versuchen angetreten sind, dann soll er dabei auch bleiben. Das ist sein gutes Recht. Dichterische Freiheiten muß man Leuten seines Ranges unbedingt einräumen.

Allerdings muß ich gerade in diesem Zusammenhange bemerken, daß der Gute manchmal ein bißchen sehr frei wird. Die Blüten seiner Phantasie wetteifern mitunter bei-



Nikotinflecken

an den Fingern mahnen zum Maßhalten. Nur der kontrollierte sparsame Genuß ist für eine Dame gesundheitlich zu verantworten.

NICOSOLVENS

befreit Sie mühelos vom Zwang zur Zigarette.

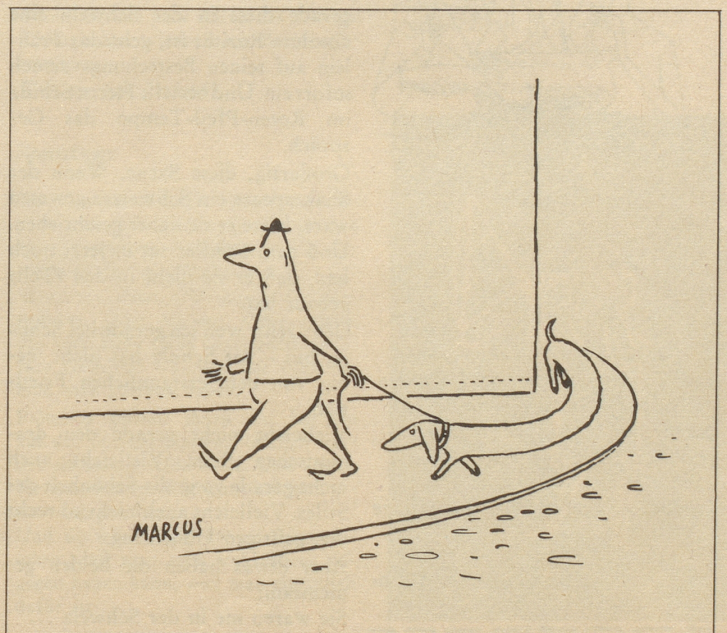
Kurpackung Fr. 20.25 in allen Apotheken
Prospekte unverbindlich durch
Medicalia GmbH, Casima / Tessin

nahe mit denjenigen, die in Dürrenmatts schriftstellerischem Gewächshaus herangekreuzt werden.

Zum Beispiel wenn er davon erzählt, wie ihn der Portier seines Hotels erst telefonieren ließ, als er ihm einen Zehnfrankenschein in die Hand gedrückt hatte.

Bitte sehr, nichts für unsere Hotelportiers! Es gibt da tatsächlich ein paar Exemplare, die nur funktionieren, wenn man sie tüchtig geschmiert hat. Was Herr Schulz aber in dieser Richtung erleben mußte, geht über die Mützenschnur eines durchschnittlichen schweizerischen Portiers. Die Herren mit den gekreuzten Schlüsselchen auf dem Revers sind vielleicht manchmal Bettler. Erpresser sind sie nicht.

Wenigstens nicht in Wirklichkeit. Jedoch sehr bei Herrn Schulz. Was natürlich wiederum für die Größe seiner dichterischen Begabung spricht. Einem gewöhnlichen, mittelmäßig talentierten Pegasus-Schinder käme so etwas nie in den Sinn.



So etwas erlebt man nämlich nicht, so etwas erfindet man nur mit allen Kräften einer üppigsten Phantasie. Mit dem Telephonieren hat es der Dichter Schulz überhaupt. Etwas später schreibt er nämlich folgen-dermaßen:

«Auf einem Postamt verlange ich eine Telephonverbindung. Es dauert ... Mit meinem charmantesten Lächeln, das ich nach einstündiger Wartezeit noch aufbringe, frage ich die gemütlich-langsame Dame: «Darf ich Ihnen vielleicht eine Tafel Schokolade schenken?» (Im Geiste sehe ich schon eine Klage wegen Beamtenbestechung!)

Ueberrascht hörte ich die Antwort: «Jo sicher, das dürft Sie scho!» Noch überraschter war ich, mein Gespräch so schnell zu bekommen, als hätte ich ein Blitzgespräch angemeldet.»

Was sagen Sie jetzt? Wie?

Sie sagen auch nichts mehr? Ihnen ist es gleich ergangen wie mir: auch Ihnen hat der starke dichterische Hauch, der Sie hier anweht, den Atem verschlagen?

Eben!

Ich muß schon sagen, Herr Schulz verdient alle literarischen Komplimente für die Beschreibung dieses Vorfalles. Wie jeder echte Dichter sagt auch er weniger, als man dem Wenigen entnehmen kann. Die ganze Tragik der Szene schimmert durch diese wenigen Sätze. Plastisch und unglaublich luzid schimmert sie. Ich kann sie direkt vor mir sehen!

So:

Herr Schulz verlangt mit der leisen und liebenswürdigen Art seiner Rasse bei der Telephonistin eine Verbindung nach – sagen wir – Karlsruhe. Was macht das wüste Mädchen? Das hässliche Kind überhört ihn! Und warum? Es schläft! Zwischen einem Stapel Zehnermarken, einer Puderdose, drei Stempeln und einem angefressenen Butterbrot schläft das Fräulein. Tief und fest. Dichter Staub liegt über der Szenerie.

Herr Schulz wiederholt seinen Wunsch. Die Dame erwacht im Zeitlupentempo, gähnt ihm dreimal in den Kopf und sagt, die Silben qualvoll zerdehnend:

«Kabine zwei, ich läute Ihnen dann!»

Dann schläft sie weiter.

Fünf Minuten. Zehn Minuten. Eine Viertelstunde.

Dann steht sie auf. Langsam. Ganz langsam.

Dann ruft sie irgendwo in der Zentrale an.

Um Herrn Schulzes Verbindung zu bestellen?

Oh nein!

Sondern um mit einer fernen Kollegin über Gregory Peck in «Moby Dick» zu diskutieren. Und über die «Annabelle». Und über das Rösli, das wo jetzt mit dem Karli geht, also nicht das, wo früher mit dem Albert gegangen ist, sondern das wo mit dem Robert gegangen ist, und dann mit dem Fredy, aber jetzt geht es mit dem Karli, aber das geht auch nicht mehr lange ...

Arnold Schulz aber wartet.

Wartet.

Und kommt dann, nachdem er laufend leise und liebenswürdig wie es die Art seiner Rasse im Ausland eben einmal ist, geblieben war, auf die Idee mit der Schokolade. Da gerade diese in der Schweiz eine absolute Rarität ist, geht das Fräulein auf seinen Bestechungsversuch sofort ein. Und bestellt Herrn Schulz im Roten-Pfeil-Tempo das Gespräch.

Großartig, diese Szene. Wenn der Shakespeare ein Schweizer gewesen wäre, hätte er sie sicher geschrieben. Und dem Schiller tut es jetzt noch leid, daß er sie nicht in den «Tell» gebaut hat.

Uebrigens: weil ich gerade bei Schiller bin – der Schulz hat nicht wenig von dem erstaunlichen Friedrich.

Vielleicht nicht gerade den dramatischen Sinn. Vielleicht auch nicht gerade ganz die Schönheit des Stiles. Vielleicht auch nicht so recht den geistigen Höhenflug.

Aber etwas haben die beiden gemeinsam:

Sie waren nie in der Schweiz ...



Gesucht wird:

Diese Rubrik des «Rorschacher Trichters» steht jedem Leser des Nebelspalters zur Verfügung. Wer irgendetwas Ausgefallenes, Originelles, schwierig Aufzutreibendes oder mühsam zu Beschaffendes sucht, möge das in möglichst kurzen Worten mitteilen. Sein Wunsch wird, sofern er wirklich speziell und originell ist, in Form eines kleinen Inserates veröffentlicht. Findet sich ein Leser, der an der Angelegenheit oder der Sache interessiert ist, so wendet er sich an den «Rorschacher Trichter» in Rorschach. Die Inserate sind zunächst kostenlos. Kommt es aber zu einem Abschluß, so schicken beide Geschäftspartner je fünf Franken an das Kinderdorf Pestalozzi in Trogen. Wer mehr schickt, verscherzt sich dadurch keinerlei Sympathien.

*

Ich suche einen alten, möglichst großen und möglichst originellen Schiffskompaß. Richtiges Funktionieren der Nadel ist nicht erforderlich. – Offerten unter Chiffre RT-A 90 an «Rorschacher Trichter», Rorschach.

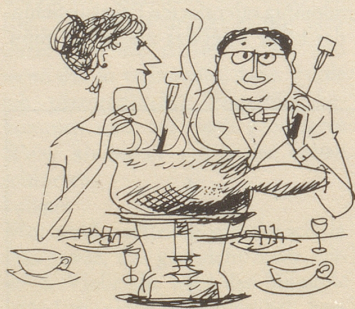
*

So bin ich: 180 cm groß, schlank, blond, in guter Position. Ich liebe es, gut zu essen, schätze gute Bücher sehr, und Musik sagt mir ebenfalls sehr viel, wobei meine Sympathien nebst der klassischen Musik auch dem guten Jazz gelten. Ein großes Maß persönlicher Freiheit ist mir wichtig. Mein Sinn für die Schwächen der lieben Mitmenschen ist ziemlich ausgeprägt. Die Fähigkeit, über mich selbst zu lachen, besitze ich aber auch. Snobs sowie Besucherinnen deutscher Wilderer-Förster-Senner-Filme gehören zu den hervorragend-

*

Wer ist so aufopfernd und würde mir auf schriftlichem Wege helfen, mich in der Literatur weiterzubilden? Wer könnte mir in regelmäßigen Zeitabständen Aufsatzthemen aufgeben und sie dann anschließend korrigieren? Mein Dank wäre riesengroß! Offerten unter Chiffre RT – A 93 an «Rorschacher Trichter», Rorschach.

*



SOGAR Herr Sauerkopf kommt beim Fondue in Stimmung. Sie wissen doch: Fondue ist das gemüthlichste, das herzlichste Essen für Freunde und Familie, zu Hause und im Restaurant.

Fondue isch guet und git e gueti Luune

Schweiz. Käseunion AG. ☞

«Ein heiteres Vademecum für Konzertbesucher»



nennt der «Bund» die Musiknummer des Nebelspalters. «Bewährte Mitarbeiter des Nebelspalters haben ihr Bestes getan, allfällige bannusische Nebel über musikalischen Begriffen zu zerblasen, und der eigenwillige Zeichner und Künstler Wolf Barth zeigt uns, wo bisher noch unentdeckte Reize musikalischen Lebens blühen.»

Solange der Vorrat reicht, können Einzel-exemplare der Musiknummer gegen Einsendung von 60 Rp. in Briefmarken beim Nebelspalter-Verlag Rorschach bezogen werden.



Von Mittwoch zu Mittwoch:

Dies sind Tagebuchnotizen eines respektlosen Menschen. Die in ihnen enthaltenen Ansichten, Meinungen und Urteile sind absolut subjektiver Natur, und in keiner Weise allgemeinverbindlich. Wer sie liest, hat es sich selber zuzuschreiben.

Mittwoch:

Die Schweiz ist ein freies Land. Man kann das von bloßem Auge daran erkennen, daß mehr erlaubt als verboten ist.

Vorläufig noch. Doch das kann sich ändern.

Und wird sich wohl auch.

Schöne Ansätze dazu sind bereits vorhanden.

Einen solchen habe ich heute entdeckt. Er besteht in einer Inschrift, die am Eingang zur Eichstätte des Elektrizitätswerkes der lieblichen Stadt Zürich von netten Menschen angebracht wurde. Sie lautet:

«In den städtischen Amtsräumen ist das Hausieren mit Waren aller Art, insbesondere auch mit Büchern und Erzeugnissen der bildenden Kunst verboten.»

Schön, nicht wahr?

Noch schöner sind aber die Vermutungen, die sich anlässlich der Lektüre dieses gesegneten Sprüchleins assoziieren. Es sind vor allem drei ernsthafte Fragen, die sich einem da stellen:

1. Fürchten die zuständigen Behörden, deren Kulturfreudigkeit ja außerordentlich bekannt ist, der Max Frisch etwa werde – um die chronische Nichtverleihung des Zürcher Kunstpreises ein bißchen zu kompensieren – mit Exemplaren seines «Stiller» oder «Homo Faber» hausieren gehen? Die Angst ist ganz unbegründet. Wenn es mit Frisch wirklich einmal soweit kommt, wird er es bei den Hottentotten versuchen. Die Verkaufschancen sind dort größer.

2. Möchten die Behörden verhindern, daß die Beamten zu gebildet werden? Diese Furcht wäre schon begründeter. Es ist für Vorgesetzte immer peinlich, wenn ihre Untergebenen sie geistig überragen. Wozu manchmal natürlich nicht allzu viel gehört ...

3. Wurde die Tafel am falschen Gebäude angebracht? Der Nebensatz (... insbesondere auch mit Büchern Erzeugnissen der bildenden Kunst), legt diese Vermutung besonders nahe. Er könnte besser neben der Türe zum «Städtischen Podium» stehen.

Donnerstag:

Eine Nachricht hat mich tief und sehr getroffen:

Der Sputnik schweigt!

Keinen Laut gibt er mehr von sich. Still ist er. Totenstill ...

Und jetzt bin ich erst richtig davon überzeugt, daß es wirklich ein russischer Satellit ist!

Freitag:

Wo bleibt das Positive, Herr Wollenberger?

Weil sich die Frage immer wieder stellt, muß ich jetzt von etwas Erfreulichem berichten.

Es ist eine Aufführung im Schauspielhaus Zürich: «Blick zurück im Zorn.» Ein junger Engländer, John Osborne, hat es geschrieben, ein ganz junger Regisseur hat es für Zürich inszeniert, ein noch jüngerer Bühnenbildner hat ein ausgezeichnetes Decor dazu gemalt, zwei junge Schauspielerinnen und zwei junge Schauspieler führen es auf.

Und zwar erstklassig.

Da ist vor allem eine Anneliese Betschart, die beweist, daß sie mehr kann als man bislang von ihr annahm.

Oder besser gesagt: als ich bisher von ihr annahm.

Sie spielt eine junge Frau, und die ist herzbewegend in jedem Satz, jeder Geste und jeder Pose. Und sehr schlicht. Und sehr wahrhaftig.

Es ist schön.

Und da ist ein junger Mann namens Kurt Beck, der sieht ein bißchen aus wie ein Isar-Brando und der gleicht ein wenig einem Schmalspur-Lorre, aber der ist ein ganz hervorragender Schauspieler, einer von denen, die uns fehlen, weil sie eine Ahnung vom Darstellungsstil von morgen haben. Er ist leise, bescheiden und ganz uneitel. Er bringt nicht sich, er bringt den Mann, den der Autor haben wollte, auf die Bühne.

Wo für mir aus können Sie drei Quadfliegen für ihn ha ...

Wo bleibt das Positive, Herr Wollenberger?

Samstag:

Der Professor Heini Hediger hat Krach mit seinem Verwaltungsrat bekommen. Ich meine mit demjenigen des Zoologischen Gartens von Zürich. Er ist mit gewissen baulichen Maßnahmen nicht einverstanden. Beziehungsweise: er hat das Gefühl, daß die Unterkünfte der Tiere im Zürcher Zoo nicht so sind,

Die *Mido* Uhr
die Unermüdliche
A. FISCHER
Eidg. dipl. Uhrmacher
Seefeldstraße 47, ZÜRICH

wie sie sein müßten. Und daß das nicht an ihm liege. Sondern eben an einer vorgesetzten Behörde.

Deshalb hat er eine Pressekonferenz einberufen und Ungutes von sich gegeben.

Ausführlich.

Seine Vorgesetzten ließen die Anwürfe nicht auf sich sitzen. Und konnten sie vielleicht auch nicht auf sich sitzen lassen, weil sie nicht ganz gerechtfertigt waren. Oder überhaupt nicht stimmten. Ich weiß das nicht. Außerdem will ich es auch gar nicht wissen. Also: die Zoo-Räte veröffentlichten in diversen Zürcher Zeitungen eine Erklärung, in der sie zurückwiesen, was der streitbare Fauna-Monomane und Zoodirektor ihnen vorwarf.

Das ist ihr gutes Recht. Besonders wenn sie im Recht sind.

Leider brachten sie aber gegen Schluß ihrer Erklärung ein Argument vor, das mir außerordentlich mißfiel. Sie rechneten ihrem Direktor nämlich vor, daß während der ersten drei Jahre seiner Amtszeit die Einnahmen nicht im erwarteten Ausmaße gestiegen seien. Andererseits habe Hediger die Ausgaben erheblich vermehrt. Jedenfalls seien die Mehreinnahmen, die er brachte von den Mehrausgaben, die er machte, mehr als aufgefressen worden.

Das ist echt schweizerisch, wenn auch unfein.

Da geht man hin, engagiert sich einen international anerkannten Zoo-Fachmann, Tierpsychologen und Verhaltensforscher, und wenn man ihn hat, wirft man ihm vor, daß ihm die Talente eines billigen Jakobs abgehen. Das ist billig.

Und beschämend.

Aus verschiedenen Gründen. Vor allem aber aus diesem:

Hediger ist ein Mann, der alles für seine Tiere tut. Ihr Wohlergehen ist seines. Er liebt sie.

Wenn er nun über dieser Liebe Maßstäbe verloren haben sollte, so ist das noch lange kein Grund, ihn derart bloßzustellen. Dann kann man ihn von mir aus intern maßregeln. Öffentlich abkanzeln kann man ihn aber nicht.

Mich würde es nicht wundern, wenn demnächst ein paar Affen des Zürcher Zoologischen wieder nach Borneo abwandern.

Weil sie sich genießen ...

Sonntag:

Im «Cabaret Federal» führen wir zurzeit eine Nummer auf, die gewisse Mängel gewisser Anordnungen der Armeebehörden bemängelt.

Manchmal sitzen Offiziere in der Vorstellung. Oder Majore. Oder solche, die noch mehr Gold spazierentragen. Ihre Gesichter während der Nummer muß man gesehen haben.

Plötzlich gerinnt ihnen das Lächeln auf den dünnen Lippen. Plötzlich werden sie stumm. Und muff. Und ungut. Sie haben etwas dagegen, daß man etwas dagegen hat.

Und sie würden um keinen Preis einsehen, daß man sehr wohl etwas dagegen haben kann, weil man eigentlich dafür ist ...

Montag:

Ein herrlicher Herbsttag.

Mild. Fast warm.

Trotzdem hat mich gefroren.

Ich habe nämlich davon gehört, daß ein bestimmtes schweizerisches Radiostudio eine bestimmte technische Einrichtung besitzt. Sie entspringt (oder entstammt) dem dringenden Wunsche eines früheren Direktors.

Und sie besteht darin:

Im Büro des Studio-Direktors befindet sich eine Anlage, die ihm gestattet, sämtliche Telefongespräche der Studio-Angestellten abzuhören. Sie sind also laufend unter seiner Kontrolle. Demnach ist es ihnen beinahe unmöglich

a) ihrer Frau oder ihrem Schatz etwa «Schnuggi» oder «Goldschnäggli» zu sagen,

b) Aeußerungen eines eventuellen Mißfallens in Richtung Studio-Direktor von sich zu geben.

c) so zu sprechen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist.

Nun?

Wie gesagt, die Einrichtung ist auf Anweisung eines Mannes geschaffen worden, der nicht mehr Studio-Direktor ist, sondern sich im Ruhestand befindet.

Ich nehme an, daß er in diesem ein bißchen Zeit hat. Da könnte er also ab und zu ruhig ein bißchen lesen. Ich wüßte auch ein hübsches Buch für ihn: «1984».

Von George Orwell.

Sein Inhalt?

Die Schilderung des Lebens in einem utopischen totalitären Staat östlicher Prägung ...

Dienstag:

Ich hätte so gerne einen Glückwunsch angebracht. Kann aber nicht. Aus technischen Gründen.

Also, ich wollte den Franzosen dazu gratulieren, daß sie wieder eine Regierung haben. Leider muß ich aber meine Beiträge für den Nebelspalter fünf Tage vor seinem Erscheinen abliefern.

Und bis dann ...?

